Nr. 142. XXIX. Jahrgang. **Montags-Ausgabe.** Berlin, den 19. März 1900.

Berliner Tageblatt

mit „Zeitgeist“

Handel und Industrie gegen das Fleischeinfuhrverbot.

(Bericht für das Berliner Tageblatt.)

In der Berliner Börse fand gestern Mittag die von den Aeltesten der Berliner Kaufmannschaft einberufene Versammlung von Vertretern des Handels und der Industrie statt, welche zu dem Fleischeinfuhrverbot Stellung nehmen sollte, wie dieses im Fleischbeschaugesetz in Aussicht genommen ist.

Der Versammlung wohnten einige Hundert Personen bei, darunter die Vertreter von 45 deutschen Handelskammern, u. A. von Brandenburg, Bielefeld, Bremen, Coblenz, Crefeld, Danzig, Darmstadt, Frankfurt a. M., Frankfurt a. O., Gotha, Halle, Hamburg, Hannover, Königsberg i. Pr., Leipzig, Magdeburg, Mainz, München, Nordhausen, Nürnberg, Offenbach, Oppeln, Posen, Potsdam, Siegen, Solingen, Stettin, Ulm. Außerdem hatten 86 Handelskammern ihre Zustimmung zu der zu fassenden Resolution abgegeben.

Geh. Kommerzienrath Herz, der die Versammlung eröffnete, gab zunächst seiner Freude und Genugthuung darüber Ausdruck, daß der Anregung der Aeltesten der Berliner Kaufmannschaft im ganzen Reiche Folge geleistet worden sei. Er führte alsdann unter lebhaftem Beifall der Versammlung Folgendes aus: Wenn es sich um ein Gesetz handeln würde, welches lediglich sanitären Rücksichten entspringt, so hätte Niemand etwas dagegen einzuwenden. Das Fleischbeschaugesetz aber ist ein Gesetz, das unter dem Vorwand, sanitäre Maßnahmen zu treffen, darauf abzielt, breiten Schichten des Volkes die nothwendigste, kräftigste Nahrung zu vertheuern. Dies und die Erwägung, daß das Gesetz die größten Gefahren für die deutsche Industrie in sich birgt, machen es uns zur Pflicht, wenigstens unsere warnende Stimme hören zu lassen, und ich glaube, daß sie nicht ungehört verhallen wird. In Hamburg hat ein hervorragender Vertreter des Handelsstandes das Gesetz als eine Dummheit bezeichnet, ich muß noch weiter gehen, indem ich es geradezu eine Frivolität nenne. Die Befürworter des Gesetzes ignoriren die handelspolitische Bedeutung desselben. Sie vergessen, daß auch der Einfluß des mächtigsten Staates nicht so weit reicht, Handelsverträge zu diktiren. Zum Abschluß von Handelsverträgen gehören zwei, die paktiren. Die Gefahren eines Zollkrieges sind so große, daß Niemand einen solchen heraufbeschwören sollte. Zerstören ist leicht, ein Wiederaufbau erfordert aber Decennien. Die Landwirthschaft selbst sollte sich klar darüber werden, daß eine Untergrabung der Blüthe der Industrie nicht zum Wenigsten den Landwirth schädigt, ist doch der gut bezahlte industrielle Arbeiter der beste Abnehmer der Erzeugnisse des Landbaues. Eng verbunden mit dem Rückgang der industriellen Entwickelung würde ein Nachlassen des Fleischkonsums der großen Masse des Volkes sein. Eine Steigerung der Fleischpreise wäre unter diesen Umständen nicht durchzuführen, der Zweck des Gesetzes also verfehlt, dafür aber der Industrie und dem Handel arger Schaden zugefügt. Das Fleischbeschaugesetz ist nur ein neues Glied in der Kette der Maßnahmen, die dem Fortschritt ein Ziel setzen sollen. Schließlich ermahnte der Redner die Anwesenden zur Einigkeit im Kampf und ersuchte sie, keine materiellen Mittel zu scheuen, wenn es gälte, sich selbst zu vertheidigen.

Kommerzienrath Heckmann, Mitglied des Aeltesten-Kollegiums der Berliner Kaufmannschaft, betrat hierauf die Rednertribüne, um in längerer Rede darzulegen, wie Handel, Industrie und Schifffahrt durch das Gesetz in ihren Lebensbedingungen getroffen werden. Die Interessen der Arbeiterschaft, so führt Redner aus, gebieten uns dringend, das Gesetz zu prüfen. Es sei ein auffallender Widerspruch, daß die Regierung auf der einen Seite Gesetzesbestimmungen zum Schutz der Arbeiter vor den Folgen der Invalidität und Krankheit uns Leben ruft und auf der andern Seite ihre Hilfe Bestrebungen leiht, die darauf abzielen, dem Arbeiter durch Vertheuerung des wichtigsten Nahrungsmittels seine Lebensbedingungen zu erschweren. Der Redner legt alsdann an der Hand eingehenden statistischen Materials dar, wie verhängnißvoll für Deutschland ein Zollkrieg mit Amerika, die unzweifelhafte Folge des Fleischbeschaugesetzes, werden muß. Wir brauchen, so meinte er, die amerikanische Zufuhr von Getreide, Petroleum und Rohmaterialien, während Amerika auch anderweitig seinen Bedarf an Industrieerzeugnissen decken kann. Schon die bloße Ankündigung des Gesetzes hat bereits zur Androhung einer Repressivmaßregel seitens Amerikas geführt, indem dem Kongreß die differentielle Behandlung der Schiffe derjenigen Länder empfohlen worden ist, die sich Amerika gegenüber unfreundlich zeigen. Das Fleischbeschaugesetz bezweckt lediglich eine Erhöhung der Einnahmen der Großgrundbesitzer (Sehr richtig!), die große Anzahl der kleinen Landwirthe hat davon keinen Nutzen. Aus allen Nachbarländern Deutschlands ist bereits die Einfuhr von Fleisch und Vieh erschwert oder gänzlich verboten, jetzt gilt es auch, den allein noch gebliebenen großen Lieferanten vom deutschen Markt abzuschneiden. Dabei ist die deutsche Landwirthschaft gar nicht fähig, in absehbarer Zeit den Fleischbedarf Deutschlands selbst zu decken. Gegenwärtig bezieht sogar die deutsche Marine ausschließlich amerikanisches Corned beef, das gut und bedeutend billiger als heimisches Fleisch ist. Der Vorwurf, das Büchsenfleisch sei schlecht, treffe im Allgemeinen durchaus nicht zu. Es leide manchmal durch schlechte Löthung der Büchsen, den Transport, die Behandlung bei den Zollämtern, indeß sei der amerikanische Lieferant so entgegenkommend, daß er in kulantester Weise schlechte Büchsen wieder zurücknehme. Das Gesetz sei so widersinnig, daß man zu der Vermuthung kommen könne, es sei dem Wunsche der Agrarier entsprungen, durch eine Schädigung der Industrie die Rückkehr von Arbeitern zur Landwirthschaft zu erzielen.

Als dritter Redner trat Herr Fritze, Rheder aus Bremen auf, der sich den Ausführungen der Vorredner anschloß, und im Besonderen noch betonte, daß auch die Landwirthschaft angesichts des Exports deutschen Rübenzuckers nach Amerika direkt unter einem Zollkriege mit diesem Lande zu leiden haben würde.

Hierauf folgte Justizrath Wunder, Syndikus der Handelskammer von Nürnberg: Die Agrarier verdienten den Vorwurf des krassesten Eigennutzes, da sie gerade in dem Augenblick muthwillig einen Zollkrieg heraufbeschwören wollen, wo wir am Vorabend neuer Handelsverträge stehen (Bravo!) Der deutsche Handel müsse kein loyales Mittel unbenutzt lassen, um gegen das Gesetz zu wirken. Von den Agrariern könne man allerdings nicht sagen, daß sie sich zur Erreichung ihrer Ziele loyaler Mittel bedienen. Das in Rede stehende Gesetz sei geradezu ein Attentat auf Industrie und Handel. Ein Gutes sei aber von den Gegnern erreicht worden, indem jetzt Handel und Industrie vereint unter einer Fahne gegen die agrarischen Uebergriffe kämpfen.

Herr Werner, Vorstandsmitglied der Handelskammer Hannover, erklärte, im Interesse des gesammten deutschen Bürgerstandes müsse gegen das Gesetz Front gemacht werden.

Geheimer Kommerzienrath Wegeler, Vorsitzender der Handelskammer in Koblenz, wies darauf hin, daß Amerika der beste Konsument von Rheinweinen sei. Eine Unterbindung dieses Exports würde den ohnehin schon darniederliegenden Weinbau am Rhein aufs Schwerste schädigen.

Inzwischen ist folgendes Telegramm des Vereins zur Wahrung der Berg- und Hüttenmännischen Interessen in Aachen eingetroffen:

„Durch die Annahme, der Kommissionsbeschlüsse des Reichstages zum Entwurf des Fleischbeschaugesetzes werden die Interessen unserer Arbeiter und damit auch die unserigen aufs Empfindlichste geschädigt. Wir mißbilligen das Vorgehen des Reichstages, aus einem Gesundheitsgesetz ein Kampfgesetz zu machen. Wir verwahren uns auf das Entschiedenste gegen die durch die Beschlüsse bedingte Vertheuerung der Volksernährung, die uns an der Grenze um so empfindlicher trifft, als sie uns den Wettbewerb nicht nur erschwert, sondern sogar unterbindet. Namens der im Verein vertretenen Bergwerke, Eisenhütten, Metall-, chemischen und Maschinen-Industrie und der Industrie der feuerfesten Produkte schließen wir uns dem Beschluß der heute dort in den Börsensälen tagenden Versammlung völlig an.

Herr Stadtrath Kämpf, Vizepräsident des Aeltestenkollegiums, faßte alle gegen das Gesetz geäußerte Bedenken zusammen, wobei er hervorhob, daß der Landwirthschaft eine gedeihliche Entwickelung von Herzen zu wünschen, indeß dagegen entschieden Verwahrung einzulegen sei, daß zu Gunsten der Landwirthschaft Maßnahmen getroffen werden, die Handel, Industrie und Schifffahrt in ihrem Lebensnerv treffen. Der Redner brachte schließlich die folgende Resolution ein:

„Das Verbot der Fleischeinfuhr, wie solches in der zweiten Lesung des Schlachtvieh- und Fleischbeschau-Gesetzes am 9. März dieses Jahres vom Reichstage beschlossen worden ist, schädigt die Industrie, den Handel und die Schifffahrt des deutschen Reiches auf das Empfindlichste.

Weit hinausgehend über die Erfordernisse des sanitären Schutzes stört dasselbe die wirthschaftlichen Beziehungen, deren Deutschlands Handel und Gewerbefleiß zu ihrer gedeihlichen Entwickelung bedürfen. Zum Nachtheile der gesammten deutschen Industrie stellt es den Erfolg der Verhandlungen in Frage, welche in den nächsten Jahren über die Handelsverträge zu führen sind.

Nicht weniger groß ist die Gefahr, daß nicht nur die Lebenshaltung der industriellen Arbeiter, sondern die gesammte Volksernährung in Mitleidenschaft gezogen wird, wenn für den Fleischkonsum in Deutschland eine wesentliche Erschwerung dadurch eintritt, daß für denselben ausschließlich die einheimische Produktion zur Verfügung steht.

Die Versammlung vom 18. März 1900 erblickt daher in den Folgen des Fleischeinfuhr-Verbotes eine Schwächung der wirthschaftlichen Kraft des Deutschen Reiches, als eine der wichtigsten Stützen der Größe unseres Vaterlandes, und legt auf Grund dieser Erwägungen gegen die Beschlüsse des Reichstages vom 9. März d. J. die entschiedenste Verwahrung ein.“

Nachdem diese Resolution einstimmig zur Annahme gelangt war, erhob sich Herr Geheimer Kommerzienrath

„Der kleine Aar.“

(Edmond Rostands „L'Aiglon“.)

△ **Paris**, 15. März.

Es war zu einer wahren Epidemie geworden . . . Die Cyranomanie, die nach der Premiere des „Cyrano“ Paris beherrschte, war nichts im Vergleich zu der „Aiglon“-Epidemie, die vor der Premiere des „Aiglon“ ausgebrochen war. Man konnte seit Wochen keine Zeitung öffnen, ohne einen Artikel über den Sohn Napoleons darin zu finden. Die Memoiren, die des Herzogs Freund, der Herr v. Prokesch-Osten, hinterlassen, wurden abschnittweise zum Morgenthee servirt. Man sah in einer Zeitung ein Bild — es war ein Bild Rostands oder ein Bild des „Aiglon“. Man sah einen Aufsatz über die Pariser Kanalisation — der Verfasser fing in Paris an, aber er endete sicher in Schönbrunn. Es war nicht mehr zu ertragen. Mit jedem Tage griff das Feuer dieser vorzeitigen Begeisterung weiter um sich. Und man wurde den Verdacht nicht los, daß dieses Feuer künstlich angelegt worden.

Die Generalprobe des „Aiglon“ hat nun gestern in dem frisch gestrichenen und neu gepolsterten Théatre Sarah Bernhardt stattgefunden. Alle, die von acht Uhr Abends bis zwei Uhr Morgens diesem Ereignis beigewohnt, haben heute eine tiefempfundene Migräne. Diese Migräne ist gewiß das Einzige, was den Meisten an tieferen Empfindungen zurückgeblieben ist. Eine Migräne von der sechsstündigen Strapaze, von dem Lärm auf der Bühne und dem Lärm im Saale. Der Lärm im Saale begann, als der Vorhang sich kaum erhoben hatte. Er begann, als Sarah Bernhardt erschien — Sarah Bernhardt als junger „Duc de Reichstadt“, mit blonder Perrücke, in einem schwarzen kleidsamen Kostüm, mit einem Spazierstöckchen, mit kurzen schwarzen Seidenhöschen und mit einer rothen Rose an der Knabenbrust. Der Lärm wurde zum Beifallsgetöse, als Sarah mit ihrer noch immer glockenreinen Stimme und in ihrer schleppenden, affektirten Manier den ersten jener epigrammatisch zugespitzten Verse gesprochen, hinter denen der Autor im Buche bemerkt zu haben scheint: „Hier eine Pause für den Applaus.“ Neben mir saßen drei junge Leute, die nach jeder zehnten Verszeile sich die Hände wund schlugen. Man bedenke, daß der „Aiglon“ mehr Verse hat, als am Himmel Sterne stehen. Wenn die drei Herren ganz gratis gearbeitet haben sollten, kann man sie nur bedauern.

Als der Vorhang aufgezogen wird, sieht man ein Gartenhaus in Baden-Baden. Marie Louischen, rundlich, fett, noch immer hübsch und noch immer leichtsinnig und sentimental, hält Hof. Das Bühnenbild ist reizend. Junge Damen sitzen am Klavier, spielen Wiener Walzer und lachen. Marie Louischen zeigt dem galanten Gentz ihre Schmetterlingssammlung. Eine junge Dame, Therese mit Namen, wird eingeführt und der Exkaiserin vorgestellt. Daran, daß Therese „freudlos in der Freuden Fülle ist“, erkennt man sofort, daß sie heimlich für Napoleon schwärmt — an diesem Hofe, wo der „Parvenu“ nicht mehr genannt werden darf. Auch Metternich findet sich ein. Er erzählt der guten Marie Louise, daß der junge Herzog jetzt völlig gezähmt sei, er habe Napoleon vergessen, er denke nicht mehr daran, die Ruhe seiner Mama und des österreichischen Hofes zu stören. „Ich halte ihn“, versichert Metternich. Da ertönt von draußen der Ruf: „Vive Napoléon!“ Alles erbleicht und zittert. „Wer hat das gerufen?“ stammelt der Minister. Man führt einen österreichischen Soldaten herein. Der Soldat berichtet, daß er den Herzog von Reichstadt über die Straße reiten gesehen — das Pferd des Herzogs sei wild geworden, aber der Herzog habe es gebändigt — und da habe er, der Soldat, gerufen: „Vive Napoléon!“ „Warum, Du Esel?“ fragt Metternich. „Konntest Du nicht rufen: „Vive le Duc de Reichstadt?“ — „Le Duc de Reichstadt,“ entgegnet der Krieger — „das klingt doch nicht wie Napoléon“!“

Nun kommt der junge Herzog. Die Damen umdrängen ihn. Marie Louischen zeigt ihm ihre Schmetterlinge. Er betrachtet die aufgespießten Thiere und wird ernst. „Was sehen Sie so an?“ fragt Gentz. „Je regarde l'épingle qui tue . . .“ „Ich sehe die tödtliche Nadel.“ Er hat also ein gutes Herz, er ist ein Träumer, ihn schaudert vor dem vergossenen Blut — und man merkt doch sehr bald, daß er heimlich von Ruhm und von großen Thaten träumt, und daß der kleine Aar, das Adlerchen, ein Adler sein möchte, ein Napoleon. Aber er verstellt sich wie Hamlet, um keinen Argwohn zu erwecken, und er stößt zuerst sogar die hübsche Therese zurück, die ihm ihre Bewunderung für alles Napoleonische zu verstehen giebt. Erst als er mit seinem Freunde Prokesch-Osten allein ist, entladet sich ein übervolles Herz. Prokesch räth ihm, sich mehr Bewegung zu machen, mehr spazieren zu reiten.

Herzog: „Le val est trop petit pour qu' on y galope.“

Prokesch: „Que vous faut-il donc pour galoper?“

Herzog: „. . . . . L'Europe!“

(„Das Thal ist zu klein zum Galoppiren?“ — „Was brauchen Sie denn zum Galoppiren?“ — „Europa!“) Ich bemerke, daß ich nicht sicher bin, ob ich ganz richtig citire.

Der junge Herzog erzählt dem Freunde von seinen Hoffnungen und seinen Befürchtungen. Er spricht bei dieser Gelegenheit mindestens zweihundert Verse. Er spricht von der Sonne von Austerlitz, von dem Stern der Bonaparte, von Adern, die er Nachts im Traume durch die Lüfte fliegen sieht. Er hat nur eine Sehnsucht: Napoleon zu gleichen; er hat nur eine Furcht: ein Erzherzog, ein Oesterreicher zu sein. „Bin ich dazu gemacht, ein Kaiser zu werden?“ fragt er. Dann bekommt er die Briefe, die für ihn eingegangen sind. Lauter Briefe von zarter Hand, lauter Briefe von geheimnißvollen Damen, die ihm ihr Herz anbieten. Er zerreißt die Briefe, und er zerreißt die Herzen. Marie Louischen erscheint, begleitet von einem Pariser Schneider und einer Pariser Schneiderin. Der „Aiglon“ soll sich ein Kostüm bestellen. Er schildert dem Schneider das Kostum, das er träumt: die Uniform Napoleons. Da entdecken sich ihm Schneider und Schneiderin — es sind getreue Anhänger, die gekommen sind, ihn nach Frankreich zu entführen. Die Schneiderin ist die Komtesse Camerata, in deren Adern das Blut der Bonaparte rollt. „Wie seid Ihr zu mir gedrungen?“ fragt der Herzog. „Alle Wege führen zum König von Rom,“ entgegnet der Schneider. Aber in diesem Augenblick tritt der alte Lehrer ein, der dem Herzog Geschichtsunterricht ertheilt. Der Unterricht beginnt. „1805“, dozirt der Mentor, „ereignete sich nichts.“ — „Nichts?“ fragt der Herzog. — „Und was that der Kaiser?“ — „Welcher Kaiser?“ — „Mein Vater!“ — Der Lehrer ist entsetzt, er glaubt, daß man dem Herzog nie von Napoleon gesprochen — es ist so streng verboten, ihm von Napoleon zu sprechen! Sein Entsetzen wächst, als nun der „Aiglon“ ihn um die Geschichte der Jahre 1805 bis 1807 erzählt (vier- oder fünfhundert Verse):

„L'armée est une mer. Il attend le soleil!
Il le voit se lever, du haut d'un promontoire,
Et d'un sourire il met ce soleil dans l'histoire.“

Die Historischwerdung der Sonne von Austerlitz!

Der Lehrer flieht — aber nun erscheint eine Lehrerin: Fanny Elsler, die göttliche Tänzerin, die man allabendlich dem kleinen Adler sendet, um ihn zu zähmen und um den schon Schwindsüchtigen etwas rascher ins Jenseits zu befördern. Doch zwischen dem Herzog und Fanny ist nicht von Liebe die Rede. Fanny ist des „Aiglon“ Freundin und Vertraute. Und während der Hof glaubt, daß die Beiden wenig ernsthafte Studien treiben, erzählt Fanny dem Herzog die Geschichte der napoleonischen Epopöe: Austerlitz, Jena, Wagram. . . .

Im zweiten Akte wollen der Herzog und Prokesch mit den Holzsoldaten spielen, die man dem Sohne Napoleons geschenkt hat, um ihn zu beschäftigen. Es sind lauter österreichische Soldaten,